Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 30 (1978)

Heft: 12

Artikel: Cannes im Jahr des Affen : Bericht über das XXXI. Filmfestival von Cannes

Autor: Ulrich, Franz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-933222

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Cannes im Jahr des Affen

Bericht über das XXXI. Filmfestival von Cannes

Wir scheuern uns wund an den Mauern, die uns umgeben. Wir schlagen gegen sie und hören unsere Hände klatschen... Alfred Döblin

So ein Festivalbericht bereitet mir jedesmal einiges Kopfzerbrechen. Soll ich über alle Filme, die ich gesehen habe, oder nur über eine Auswahl der mir am wichtigsten scheinenden Werke berichten? Soll ich den für das Festival von Cannes nicht unwesentlichen Rahmen – den Jahrmarkt des Geldes, der Eitelkeiten und des Fleisches – miteinbeziehen und eine Art Tagebuch, «angereichert» mit einigen feuilletonistischen Impressionen, führen? Soll ich die Filme nach Ländern oder nach Themen ordnen und versuchen, neue Tendenzen herauszudestillieren und Schlüsse über die Lage des Kinos zu ziehen? Aber mir scheinen solche Schlussfolgerungen immer etwas voreilig, ja vermessen zu sein, da die Voraussetzungen für objektive Feststellungen nicht gerade die besten sind. Konzentriert man sich auf die offiziellen Programme, muss man den Filmmarkt beiseite lassen. Würde man sich auf den Filmmarkt beschränken, könnte man kaum von den gleichen Themen und Tendenzen berichten wie bei den offiziellen Programmen, die vielleicht mehr über die jeweiligen Geschmacksrichtungen der auswählenden Gremien als über Produktionstendenzen verraten. In diesem Bericht beschränke ich mich auf das nach Ländern gegliederte Wettbewerbsprogramm, die «Sélection officielle».

Italien

Noch immer werden die Wettbewerbsfilme als Produktionen einzelner Länder präsentiert, obwohl es sich häufig um internationale Koproduktionen handelt, wobei die Fernsehanstalten eine immer grössere Rolle als Produzenten spielen. Ein, zwar ganz italienischer, aber zur Hauptsache von der Radiotelevisione Italiana (RAI) produzierter Film ist, wie schon der letztjährige Sieger von Cannes, «Padre Padrone», auch der diesjährige Gewinner der «Goldenen Palme», Ermanno Olmis *«L'albergo degli zoccoli» (Der Holzschuh-Baum),* der unbestritten beste Film dieses Festivals, der auch mit dem Preis der Ökumenischen Jury ausgezeichnet wurde. Olmis fast dreistündiger Film ist eine mit liebevoller Sorgfalt und grossem Einfühlungsvermögen geschaffene Chronik bergamaskischer Bauernfamilien, die im Lauf der Jahreszeiten ihrer Arbeit nachgehen, Feste feiern, Not leiden, vom Gutsherrn aus nichtigem Anlass vertrieben werden und sich dennoch zäh behaupten. Olmi ist in dieser Gegend aufgewachsen, und er hat sich zu seinem Film von Geschichten und Erzählungen seiner Grosseltern inspirieren lassen. Er hat sie zusammengefasst zu einem Bericht über das einfache Leben, das noch im Einklang steht mit der Natur und das trotz materieller Dürftigkeit und sozialer Ungerechtigkeit (beispielsweise die Abhängigkeit von der Willkür des Gutsbesitzers) menschliche, geistige und religiöse Werte aufweist, die den Menschen letztlich in einer unzerstörbaren Geborgenheit halten. Der Stellenwert dieses im Aufwand bescheidenen, aber formal überlegt strukturierten und mit überzeugenden Laiendarstellern gedrehten Films gewinnt auf dem Hintergrund unserer Wegwerfzivilisation seine ganz besondere Bedeutung. Und nicht zuletzt zeugt er vom Geiste eines Johannes XXIII., über den Olmi bereits 1965 einen Film gedreht hat.
Wer auf eine Chance auf dem weitgehend von den Amerikanern beherrschten internationalen Filmmarkt hofft, macht seine Filme heute (leider) zum vornherein in einer

englisch gesprochenen Fassung, wie z. B. Fassbinder («Despair») oder Dassin («A Dream of Passion»). So lief auch Marco Ferreris mit dem Spezialpreis der Jury ausgezeichnete italienisch-französische Koproduktion *«Ciao maschio» (Affentheater)* zwar als italienischer Beitrag, aber in der englischen Version («Bye Bye Monkey»). Ferreri lässt seine Allegorie vom Ende des bürgerlichen Zeitalters vor der futuristisch wirkenden Kulisse des Stadt-Molochs New York spielen. Im Mittelpunkt einer aus den Fugen geratenen, chaotischen Welt, steht ein junger Mann, Lafayette, dessen menschliche Kommunikationsfähigkeit verkümmert ist – er benutzt eine Trillerpfeife und grunzt mehr als er spricht –, der aber zu einem Schimpansen-Baby, das bei einem riesigen toten King-Kong-Affen gefunden wird, eine neue, kreatürliche Beziehung findet. Lafayette und sein Affe kommen zwar mit zwei Bekannten um, aber ein Kind Lafayettes und dessen Mutter überleben die (atomare?) Katastrophe. Ferreris Film ist stellenweise brillantes phantastisches Kino, wirkt aber auch etwas verstiegen und konfus.
Gegenüber den anspruchsvollen Werken Olmis und Ferreris nimmt sich der dritte italienische Beitrag, *«Ecce bombo»* von Nanni Moretti, wie ein Fliegengewicht aus. Der erst 25jährige Regisseur, der auch die Hauptrolle spielt, zeichnet ein selbstironisches Porträt seiner Generation. Die sich links gebärdenden jungen Intellektuellen, Kinder des «historischen Kompromisses» zwischen DCI und PCI, führen endlose, hohle Reden über Mädchen und Marxismus, streiten sich mit den unverständigen Eltern und weigern sich einfach, erwachsen zu werden. Morettis sympathischer, aber offenbar ohne besonderen filmischen Ehrgeiz gedrehter Film wirkt in mancher Beziehung wie eine Mischung aus Fellinis «I vitelloni» und «Zur Sache, Schätzchen» von May Spils.

USA

Zwei der amerikanischen Beiträge befassten sich mit der «Bewältigung» des Vietnamkrieges. Hal Ashbys *«Coming Home» (Sie kehren heim),* der in dieser Nummer ausführlich besprochen wird, versucht darzustellen, wie dieser Krieg das Leben der Soldaten, ihrer daheimgebliebenen Frauen und der heimgekehrten Krüppel verändert und zerstört hat. Jon Voight, der in diesem Film neben Jane Fonda die Hauptrolle spielt, hat in Cannes den Preis als bester männlicher Darsteller erhalten.
«Who'll Stop the Rain» von Karel Reisz erzählt die Story zweier Vietnam-Heimkehrer und einer Frau, die wegen Rauschgiftschmuggels durch mehrere Staaten gehetzt werden, bis schliesslich nach einem spektakulären Showdown in bester Western-Manier einer der beiden Männer samt den Gegnern auf der Strecke bleibt. Reisz Film ist in erster Linie ein spannender, rasant und effektvoll inszenierter Reisser. Die kritische Darstellung jener Epoche, in der die Gewalt nach aussen auch eine Gewalt nach innen zur Folge hatte, und in der eine korrupte Polizei auch vor illegalen Mitteln nicht zurückschreckte, bleibt alles in allem zu oberflächlich. Gezeigt werden soll vor allem wie die Hauptfigur das in Vietnam erlernte kriegerische Verhalten bei Gefahr auch in den «friedlichen» Staaten anwendet, weil er nicht mehr anders kann. – Von der Machart her ebenfalls eher konventionell, aber mit leichter Hand präzis inszeniert ist Paul Mazurskys *«An Unmarried Woman» (Eine entheiratete Frau)*. Es geht um Erica (Jill Clayburgh; Preis als beste Darstellerin), eine Frau von etwa 35 Jahren, die mit ihrem Mann, einem Bankangestellten, und einer 16jährigen Tochter in New York das glückliche, problemlose Leben einer Hausfrau und Mutter der gehobenen bürgerlichen Mittelschicht führt. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel trifft sie die Mitteilung ihres Mannes, dass er sie verlasse, weil er eine jüngere Frau liebe. Für die Frau bricht eine Welt zusammen, sie verliert den Boden unter den Füssen, und die Scheidung stellt ihre ganze Existenz in Frage. Aber allmählich fängt sie sich auf und beginnt die ihr ungewohnte Situation als Chance für ein unabhängiges, selbst gestaltetes Leben zu begreifen. Diese neuerworbene Selbständigkeit wird sie auch der Beziehung zu einem andern Mann, einem Maler, den sie liebt, nicht mehr opfern.

Nicht viel anfangen konnte ich mit Louis Malles in den USA produziertem und opulent inszeniertem Bordellstreifen *«Pretty Baby»*. Malles Film, von spitzen Zungen als «Les fleurs du Malle» betitelt, schildert mit minutiöser Milieuechtheit die Geschichte eines zwölfjährigen Mädchens, das nach dem ersten Weltkrieg bei seiner Mutter, einer Dirne, in einem Bordell von New Orleans aufwächst und wie selbstverständlich in den Beruf ihrer Mutter hineinwächst. Nach seiner Heirat mit einem Photographen schafft es fast ebenso problemlos den Wechsel ins bürgerliche Leben, den seine Mutter schon früher hinter sich gebracht hat. Malle geht es darum, zu zeigen, wie das Mädchen (Brooke Shields wirkt in dieser für eine Minderjährige höchst problematischen Rolle überzeugend natürlich) seine zweifel- und lasterhafte Umgebung als etwas völlig Selbstverständliches und Normales erlebt. Malle macht allerdings dabei nicht wenig in Schönfärberei. Ob sich der Aufwand an technischer Perfektion, zeit- und milieugerechter Ausstattung und inszenatorischer Qualität (Kamera: Sven Nykvist) bei einem derart fragwürdigen Thema lohnt, das zudem kaum relevante Bezüge zur Gegenwart aufweist, darf immerhin bezweifelt werden. – Den ausserhalb des Wettbewerbs gezeigten fünften amerikanischen Beitrag, Martin Scorseses *«Last Waltz»*, einen Film über das letzte Konzert einer Rock-Band, habe ich nicht gesehen.

Frankreich, die Bundesrepublik und Grossbritannien

Auffallend war dieses Jahr ein gewisser Hang zu epischer Länge und zum grossen Spektakel. Ein Beispiel dafür ist der über vier Stunden dauernde *«Molière»* von Ariane Mnouchkine, der bekannten Leiterin des «Théâtre du Soleil». Es ist der nur teilweise gelungene Versuch, mit aufwendigen und spektakulären Mitteln ein Porträt Molières und der Epoche des «Sonnenkönigs» Ludwig XIV. zu zeichnen. Zwar gewinnt Molière als Mensch und Autor durchaus Profil, seine Herkunft und die Quellen seines Werkes werden einigermassen überzeugend rekonstruiert. Aber der enorme Ausstattungsaufwand erweist sich streckenweise mehr oder weniger als masslos theatralischer Leerlauf, von dem mir nur noch einige eindrückliche, ja grossartige Szenen in Erinnerung geblieben sind. Den grössten Teil der Finanzen haben französische, italienische und bundesdeutsche Fernsehanstalten beigesteuert, für die Ariane Mnouchkine aus dem gesamten Filmmaterial eine siebenstündige Fernseh-Episoden-Fassung herstellt.
Auch Frankreichs zweite Karte im Wettbewerb, Claude Chabrols *«Violette Nozière»*, vermochte nicht so recht zu stechen. Der Film holt die authentische Geschichte eines Mädchens an den Tag, das sich in den dreissiger Jahren heimlich als Prostituierte betätigte und schliesslich seine Eltern vergiftete. Als Begründung ihrer Tat gab sie vor Gericht an, ihr Vater habe sie als Kind jahrelang missbraucht. Vom Gericht zum Tode verurteilt, aber in der Folge auf öffentlichen Druck hin mehrmals begnadigt, beschloss sie ihr Leben 1966 als tüchtige Geschäftsfrau und Mutter von fünf Kindern. Chabrol stellt Violette als Opfer eines schäbigen Kleinbürgertums dar, wobei er sich allerdings mehr um das makellose Make-up von Isabelle Huppert (Preis als beste Darstellerin, ex aequo mit Jill Clayburgh) gekümmert zu haben scheint als um die psychologische und soziale Durchleuchtung dieses Falles.
«Despair – Eine Reise ans Licht» ist der Titel von Rainer Werner Fassbinders deutsch-französischer Koproduktion nach einer Vorlage von Vladimir Nabokov. Fassbinders erster mit einem grossen Budget nach den Massstäben des internationalen Marktes gedrehter Film besticht durch die erlesen-kitschige Ausstattung, den betonten Ästhetizismus und die hervorragenden Darsteller (Dirk Bogarde und Andrea Ferreol). Geschildert wird die Geschichte eines russischen Emigranten, der in Berlin anfangs der dreissiger Jahre als Schokoladefabrikant lebt. Um angesichts der politischen Entwicklung seinem bisherigen Leben entfliehen zu können, will er mit Hilfe eines Doppelgängers seine eigene Ermordung inszenieren und mit einer neuen Identität untertauchen. Der optisch brillant inszenierte Film betont mit seinem konsequent durchgehaltenen artifiziellen Stil das Künstliche und Brüchige, das Abgrün-

Der Sieger von Cannes: Ermanno Olmis «L'albero degli zoccoli»

dige, Schwankende und Unsichere einer zusammenbrechenden Welt zu Beginn der nationalsozialistischen Epoche. – Um den Versuch, eine neue Identität zu finden, geht es auch in Peter Handkes mit Spannung erwartetem ersten Spielfilm *«Die linkshändige Frau»*, der Verfilmung seiner gleichnamigen, schon als Drehbuch angelegten Erzählung (vgl. die ausführliche Besprechung in dieser Nummer).
Einer der zwiespältigsten Filme war für mich Alan Parkers *«Midnight Express»*. Ein junger Amerikaner wird wegen Haschisch-Schmuggels in Istanbul ins Gefängnis geworfen. Als nach drei Jahren sein Verfahren wieder aufgenommen wird, erhöht das Gericht auf Druck der Regierung in Ankara die Strafe auf dreissig Jahre. Der arme Sünder bietet offenbar der türkischen Regierung die willkommene Gelegenheit, den USA zu beweisen, dass die Türkei den Kampf gegen den Rauschgiftschmuggel ernst nimmt. Deshalb wird an ihm ein Exempel statuiert. Nachdem das Opfer eine wahre Hölle körperlicher Züchtigungen, homosexueller Vergewaltigungen, der Grausamkeit, Gleichgültigkeit, der Korruption und des Wahnsinns durchlitten hat, gelingt ihm schliesslich in letzter Verzweiflung die Flucht. Der Film, der auf einer authentischen Begebenheit beruhen soll, ist durchaus als Anklage gegen menschenunwürdige Gefängnispraktiken in der Türkei gemeint. Aber in dieser effektvoll inszenierten, naturalistisch ausgespielten und affektgeladenen Mischung aus Knastfilm, Brutalität und Selbstmitleid leistet der Film nur einer starken Emotionalisierung der Zuschauer Vorschub, die umso bedenklicher ist, als die Türken fast ausnahmslos als unförmig fette, brutale, perverse, hinterhältige und korrupte Bestien dargestellt werden. – Vom zweiten britischen Beitrag, Jerzy Skolimowskis *«The Shout»*, der zusammen mit Ferreris «Ciao maschio» den Spezialpreis der Jury erhalten hat, findet sich in dieser Nummer ebenfalls eine ausführliche Besprechung.

Filme aus dem Ostblock

Der beklemmend düstere, ja pessimistische Inhalt mancher Filme stand oft in krassem Gegensatz zum Fassadenglanz des Festivals mit seinen Galavorstellungen, Diners, Empfängen, Parties, Stars und Starlets und dem mondänen Strandleben. Von den über die Leinwand flimmernden Bildern eines manchmal fast apokalyptischen Niedergangs unserer Zivilisation und ihrer Werte liess sich der Festivalrummel nicht beeindrucken, und zuweilen schien es mir, als ob der ganze Zirkus, des Menetekels nicht achtend, an seinem eigenen Untergang Beifall klatschend teilnimmt. Bezeichnend für die pessimistische Grundhaltung mancher Filme ist *«Spirala»* des Polen Krzysztof Zanussi (Spezielle Erwähnung der Ökumenischen Jury). Ein etwa 40jähriger, unheilbar kranker Mann provoziert durch sein seltsam aggressives Verhalten die Gäste in einem Berghotel in der Tatra. Allen rückt er mit wütend-bohrenden Fragen nach dem Sinn des Lebens und Sterbens auf den Leib. Am nächsten Morgen sucht er in den eisigen Bergwänden den Tod, wird jedoch geborgen und in ein Spital verbracht, wo er in der Folge dahinsiecht. Obwohl sich eine Frau liebevoll um ihn bemüht, ist in ihm jeder Lebenswille abgestorben, so dass er sich schliesslich selbst in den Tod stürzt. Zanussis Film ist eine philosophisch untermauerte, aber ausserordentlich bedrückende Reflektion über das Individuum und die Gesellschaft, über Leben und Sterben. Der von einer todessüchtigen Depression befallene Mann verweigert sich dem Leben, weil ihm Umwelt und Mitmenschen – konkret also die polnische Gesellschaft – offenbar nicht lebenswert scheinen. Diese Absage an das Leben in einer (sozialistischen) Gesellschaft erscheint umso härter, als in der (religiös motivierten?) Schlussszene der wie befreit scheinende Mann in den Schneebergen rüstig dem Licht entgegenschreitet.
Eher enttäuschend dagegen war Karoly Makks *«Egy erkölcsös éjszaka» (Eine sehr moralische Nacht)*. Der ungarische Film ist eine hintergründige, aber kaum sehr bedeutende Freudenhaus-Komödie: Ein Student hat sein Quartier in einem Bordell aufgeschlagen, wo der nicht allzu studieneifrige Bursche bei den Dirnen sozusagen Familienanschluss erhält. Als ihn seine in strengen moralischen Kategorien denkende Mutter vom Lande unverhofft besucht, wird der alten Frau eine ehrsame Pension vorgespiegelt. Aus dem Zusammenprall zweier verschiedener Welten bezieht der Film seine eher stille komische Wirkung.
Da ich erst am zweiten Tag des Festivals nach Cannes gereist bin, habe ich den russischen Eröffnungsfilm *«Moi laskoviy i niejnier zver» (Ein Jagdunfall),* eine Tschechow-Verfilmung von Emil Lotianu, verpasst, und wegen des siebenstündigen «Hitler»-Films von Syberberg auch nicht gesehen habe ich den jugoslawischen Beitrag *«Bravo Maestro»* von Rajko Grlic und den als «Surprise» ohne Titel angekündigten polnischen Film *«Der Mann aus Marmor»* von Andrzej Wajda – vermutlich einer der wichtigsten der in Cannes gezeigten Filme.

Spanien und andere

Bereits zum achten Mal im Wettbewerb von Cannes vertreten war der Spanier Carlos Saura mit *«Los ojos vendados» (Die verbundenen Augen)* – ein Rekord, den ihm so rasch kein anderer streitig macht. Der Film scheint einen thematischen und stilistischen Übergang im Werk Sauras, das sich bisher fast ausschliesslich mit Franco-Spanien befasst hat, anzuzeigen. Saura setzt sich mit dem Thema des Künstlers und des Paares in einer Gesellschaft auseinander, in der immer mehr Gewalt, Terror und Folter angewendet werden. Ein Theaterregisseur (José Luis Gomez), der einem Komitee gegen die Folterung von Gefangenen angehört, versucht, das Schicksal einer misshandelten Frau auf der Bühne nachzubilden. Seine Geliebte (Geraldine Chaplin), die ihren Mann verlässt, soll die Rolle dieser Frau spielen. In einer für Saura typischen Weise vermischen sich die Handlungsebenen. Um die beiden Protagonisten scheint sich ein immer dichter werdendes Netz von Gewaltandrohungen un-

Suche nach einer neuen Identität: R. W. Fassbinders «Despair – Eine Reise ans Licht»

sichtbar bleibender Leute, denen das Theaterstück offenbar nicht passt, zuzuziehen, bis die blutige, brutale Wirklichkeit die Fiktion des Theaters einholt.
Der zweite spanische Film, *«Los restos del naufragio» (Die Überlebenden des Schiffbruchs)* von Ricardo Franco, der vor zwei Jahren mit Pascual Duarte Aufsehen erregte, vermochte dagegen weniger zu überzeugen. Ein junger Mann zieht sich, vom Leben und seiner Freundin offenbar enttäuscht, in ein Altersheim zurück, wo er als Gärtner angestellt wird. Dort lernt er einen kauzigen, einst berühmten Theaterschauspieler kennen, dessen phantastischen Erzählungen von Frauen, Gold, Glück und Abenteuern er hingerissen lauscht. Gerne lässt er sich von dem Alten in ein Reich der Phantasie und Poesie führen, wo die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Traum sich verwischen und die Sehnsucht nach Liebe und Glück gestillt wird. Der alte Mime will aus seinen – wahren oder erfundenen – Erinnerungen ein Theaterstück machen, wobei ihm der junge Mann gerne zur Hand geht, nicht ahnend, wohin das schliesslich führen wird. Das ist mit viel Feingefühl und Sinn für poetisch-verspielte Verschrobenheit inszeniert, wirkt aber doch auch etwas unverbindlich und fremd.
Der Kubaner Miguel Littin zeichnet in seiner über dreistündigen französisch-mexikanisch-kubanischen Koproduktion *«El recurso del metodo»* (nach einem Roman Alejo Carpentiers; der Titel spielt auf «Le discours de la méthode» von Descartes an) das Robotbild eines lateinamerikanischen Diktators zwischen 1910 und 1923. Der Film ist ein breit angelegtes, buntes und wildes Fresko von barocker Bilderpracht und satirischem Sarkasmus und bringt mancherlei Einsichten in den national und international spielenden Mechanismus, dessen sich lateinamerikanische und andere Potentaten zur Erhaltung ihrer Macht bedienen: Sie kümmern sich nicht um die Abhandlung, sondern um die Handhabung der «Methode».
Die eigenwillige Aktualisierung eines antiken Tragödienstoffes liefert Jules Dassin mit *«A Dream of Passion»* (Griechenland). Während der Proben zu einer «Medea»-Aufführung in Athen besucht die berühmte Darstellerin der Titelrolle (Melina Mer-

couri) eine Amerikanerin (Ellen Burstyn), die – wie einst Medea – ihre Kinder umgebracht hat, um sich an ihrem treulosen Gatten zu rächen. Die als blosser Publicity-Gag inszenierte Begegnung der beiden Frauen wird für die Schauspielerin jedoch zum Anstoss, eine wenig erfreuliche Bilanz ihres bisherigen Lebens zu ziehen. In die Medea-Aufführung wird schliesslich die grausige Bluttat der Amerikanerin in Rückblenden eingefügt. Dassins Film hat zweifellos einige grosse Momente, die jedoch durch krasse Effekte, übertriebene Theatralik und die Schreiakrobatik der Mercouri, die von Ellen Burstyn glatt an die Wand gespielt wird, teilweise um ihre Wirkung gebracht werden.
Der mit einiger Spannung erwartete neue Film des Japaners Nagisa Oshima, *«Ai no borai» (Das Reich der Leidenschaft)* (die französisch-japanische Koproduktion wurde mit dem Preis für die beste Regie ausgezeichnet) spielt im letzten Jahrhundert. Die Frau eines Rikschamannes und ihr bedeutend jüngerer Geliebter bringen ihren Mann um, worauf sie vom Geist des Toten heimgesucht werden, bis sie für ihre Tat am Galgen büssen. Wiederum ist Oshimas Thema die zerstörende Kraft der Leidenschaft, allerdings nicht mehr in der schockierenden Art wie in «Das Reich der Sinne» dargestellt, sondern in traditionellen Bildfolgen von fast atemberaubender, klassischer Schönheit.
Seit einigen Jahren tritt in Cannes Australien als neues Filmland immer stärker in Erscheinung. Dieses Jahr war es mit *«The Chant of Jimmy Blacksmith»* von Fred Schepisi erstmals im Wettbewerb vertreten. Dieser «australische Western» erzählt die bewegte Geschichte eines Mischlings, der ausgebeutet und betrogen wird, bis er schliesslich einen blutigen Rachefeldzug gegen die Weissen unternimmt. Die Handlung, im vorigen Jahrhundert spielend, zeigt das Dilemma eines zwischen den ethnischen und kulturellen Gruppen stehenden Menschen auf, der unter dem Rassismus der Weissen schwer zu leiden hat. Leider verliert sich der Film in der zweiten Hälfte in einer endlosen Schilderung grässlicher Bluttaten.
Das Festival zeigte zum Abschluss (ausser Konkurrenz) *«Fedora»* von Billy Wilder, dem in Cannes eine Retrospektive gewidmet war. Fast 30 Jahre nach «Sunset Boulevard» setzt sich Wilder erneut mit dem Mythos des Stars und den Zerstörungen, die dieser Mythos in den ihm ausgelieferten alternden Menschen anrichtet, auseinander. Ein amerikanischer Produzent besucht eine einst berühmte, aber seit einiger Zeit zurückgezogen auf Korfu lebende und von seltsamen Leuten bewachte Diva, um sie als Hauptdarstellerin für eine neue Verfilmung der «Anna Karenina» zu gewinnen. Ihr vermeintlicher Tod – sie wirft sich wie Anna Karenina unter einen Zug – bringt Licht in das Geheimnis um den alten und doch jung gebliebenen Star (Hildegard Knef): Sie hatte seit Jahren ihre Rollen von ihrer unehelichen Tochter (Marthe Keller), die ihr, als sie noch jung war, aufs Haar gleicht. Wilders Film steckt voller ironischer und sarkastischer Bosheiten und Anspielungen, mit denen er am Lack der Traumfabrik und ihrer Exponenten kratzt – ein fürwahr nicht ganz unpassender Abschluss des Festivals von Cannes.

Franz Ulrich

USA: Nationaler TV-Boykott wegen zu viel Sex im Fernsehen?

epd. «Morality in Media Inc.» (MM), eine 200 000 Mitglieder starke überkonfessionelle Organisation in den Vereinigten Staaten, hat zu einem nationalen Fernsehboykott für einen Tag aufgerufen, um, wie der «Religious News Service» mitteilt, «gegen die Pläne der Networks, die Zahl der sexorientierten Programme in der kommenden Saison noch zu erhöhen, zu protestieren». Geplant seien eine Reihe weiterer Boykotts bis zu einer Dauer von einer Woche. «Eine Reihe von TV-Blackouts», ergänzt MM-Chairman Rabbi Julius G. Neumann, «könnte sich möglicherweise bei den Werbeeinnahmen empfindlich bemerkbar machen. Und das scheint die einzige Sprache zu sein, die von den Networks verstanden wird.»